

### *Über das Buch*

Die Gewaltanwendung Jugendlicher ist in den letzten Jahren zum Brennpunkt öffentlicher Debatten avanciert. Worin liegen die Gründe für die verstärkte Aufmerksamkeit? Sind Jugendliche gewalttätiger geworden oder werden sie kriminalisiert? Wer nimmt die Gewalt wie wahr? Und wie erleben straffällige Jugendliche die Gewalt?

Das vorliegende Buch nähert sich dem komplexen Geflecht der gesellschaftlichen und individuellen Gewalt und versucht im Anschluss Grundsätze für die Intervention und Prävention von Jugendgewalt zu beschreiben.

### *Über die Autoren*

Olivier Steiner ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Hochschule für Pädagogik und Soziale Arbeit beider Basel.

Hector Schmassmann ist Dozent für Betriebswirtschaft und Soziologie an der Fachhochschule beider Basel Nordwestschweiz (FHBB), Departement Bau, Abteilung Bauingenieurwesen.

Ueli Mäder ist Professor für Soziologie an der Universität Basel und an der Hochschule für Pädagogik und Soziale Arbeit beider Basel.

Olivier Steiner, Hector Schmassmann, Ueli Mäder

# **Lebensweltliche Gewalterfahrungen Jugendlicher**

Eine empirische Studie über delinquente Jugendliche

edition gesowip  
Basel 2005

*Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme*  
*Ein Titeldatensatz für diese Publikation ist bei Der Deutschen Bibliothek erhältlich*

*Die Deutsche Bibliothek - CIP-Cataloguing-in-Publication-Data*  
*A catalogue record for this publication is available from Die Deutsche Bibliothek*

Originalausgabe

Alle Rechte vorbehalten  
© 2005 by edition gesowip, Basel/Switzerland  
Herstellung: SDL, Berlin

Printed in Germany

ISBN 3-906129-28-4

# Inhalt

<b>Vorwort</b>	<b>9</b>
<b>1 Einführung</b>	<b>11</b>
1.1 Fragestellung	11
1.2 Methodisches Vorgehen	13
1.3 Theoretische Bezüge	14
1.4 Vorgehen und Aufbau der Studie	22
<b>2 Aktenanalyse</b>	<b>23</b>
2.1 Einleitung	23
2.2 Variablen der Untersuchung	25
2.3 Vorgehen bei der Aktenanalyse	26
2.4 Definitionen und Formen delinquenten Handelns bei Jugendlichen	28
2.5 Hauptergebnisse nach Lebensbereichen	29
2.5.1 Wohnort	29
2.5.2 Wohnortswechsel	31
2.5.3 Straftatbestand (StGB)	32
2.5.4 Deliktort	33
2.5.5 Täterschaft	34
2.5.6 Tatvorgehen	35
2.5.7 Gender/Geschlecht	36
2.5.8 Alter (Geburtsjahr)	37
2.5.9 Geburtsort	39
2.5.10 Haushaltszusammensetzung	40
2.5.11 Zivilstand der Eltern	41
2.5.12 Geschwister, inklusive Halbgeschwister	42
2.5.13 Staatsangehörigkeit	44
2.5.14 Taschengeld	45
2.5.15 Freizeitaktivitäten	47
2.5.16 Beruf des Vaters	47
2.5.17 Beruf der Mutter	49
2.5.18 Gesetzlicher Vertreter	49

<b>3 Interviews mit delinquenten Jugendlichen</b>	<b>51</b>
3.1 Ablauf der Erhebung	51
3.2 Methodologie und Methoden	52
3.3 Gewalt als Sinngebiet: Theoretische Grundlagen zu den qualitativen Interviews	56
3.4 Interviewanalysen: Gewalt und Inklusion	60
3.4.1 Alois: "Dann geht man rein und dann fängt es an". Darstellung der Fallstruktur	60
3.4.2 Alois: "Das ist fast normal". Hermeneutisch wissenssoziologische Fallanalyse	68
3.4.3 Zusammenfassende Fallrekonstruktion	75
3.4.4 Jovan: "Ein bisschen Probleme gemacht". Darstellung der Fallstruktur	77
3.4.5 Jovan: "Das ist normal, das kann nie normal sein". Hermeneutisch wissenssoziologische Fallanalyse	86
3.4.6 Zusammenfassende Fallrekonstruktion	90
3.4.7 Vlado: "Will nicht einer sein, der sich alles gefallen lässt". Darstellung der Fallstruktur	93
3.4.8 Vlado: "Ich bin jetzt auch nicht voll anständig geworden". Hermeneutisch wissenssoziologische Fallanalyse	101
3.4.9 Zusammenfassende Fallrekonstruktion	108
3.4.10 Zusammenfassende Fallrekonstruktionen: Adrian	109
3.4.11 Zusammenfassende Fallrekonstruktionen: Mirjana	113
3.4.12 Zusammenfassende Fallrekonstruktionen: Nikola	116
3.5 Erste Schlussfolgerung: Gewalt und Inklusion	120
3.5.1 Sozialisation und Gewalthandeln	125
3.6 Interviewanalysen: Gewalt und Identität	131
3.6.1 Yasar: "Dann ist er selbst Schuld gewesen". Darstellung der Fallstruktur	132
3.6.2 Yasar: "Dass ich nicht alles runter schlucke". Hermeneutisch wissenssoziologische Fallanalyse	140
3.6.3 Zusammenfassende Fallrekonstruktion	145
3.6.4 Andric: "Vor etwa 100 Zuschauern". Darstellung der Fallstruktur	146
3.6.5 Andric: "Jeder hat eigentlich gewusst gehabt wie ich bin". Hermeneutisch wissenssoziologische Fallanalyse	154
3.6.6 Zusammenfassende Fallrekonstruktion	161

3.6.7	Jasmina: "wie man es sieht, so macht man es auch". Darstellung der Fallstruktur	163
3.6.8	Jasmina: "Mach etwas aus deinem Leben". Hermeneutisch wissenssoziologische Fallanalyse	174
3.6.9	Zusammenfassende Fallrekonstruktion	181
3.6.10	Zusammenfassende Fallrekonstruktionen: Roberto	182
3.6.11	Zusammenfassende Fallrekonstruktionen: Ronja	185
3.6.12	Zusammenfassende Fallrekonstruktionen: Conradin	187
3.7	Zweite Schlussfolgerung: Gewalt und Identität	189
3.7.1	Von der abgelehnten zur Erarbeiteten, Balancierenden Identität	191
3.8	Schluss: Das Strukturelle der individuellen Gewalt	196
<b>4</b>	<b>Kriterien für Präventions- und Interventionsansätze</b>	<b>199</b>
4.1	Einleitung	199
4.2	Primärprävention: Das Sinngelände der Gewalt in der Gesellschaft	201
4.2.1	Gesellschaftlicher Friede: Beispiel Friedenserziehung in der Schule	203
4.2.2	Gesellschaftlicher Friede: Beispiel Sozialraum	207
4.3	Sekundärprävention: Die Funktion der Netzwerke Familie, Peers und Schule	209
4.3.1	Primäre Sozialisation: Das Netzwerk der Familie	211
4.3.2	Peers: Das Netzwerk der Gleichaltrigengruppen	216
4.3.3	Das Netzwerk der Schule	221
4.4	Schluss: Familie – Peers – Schule, Prävention als integrale Netzwerkförderung	225
<b>5</b>	<b>Literaturverzeichnis</b>	<b>227</b>
<b>6</b>	<b>Tabellen- und Abbildungsverzeichnisse</b>	<b>238</b>
6.1	Tabellenverzeichnis	238
6.2	Abbildungsverzeichnis	239
<b>7</b>	<b>Anhang</b>	<b>240</b>

# 1 Einführung (Ueli Mäder)

## 1.1 Fragestellung

"Was hat eine Ohrfeige mit Gewalt zu tun?", fragt eine junge Frau irritiert. Sie taxiert "ein paar blaue Flecken" nicht als Gewalt, "wenn sonst nichts gebrochen ist". Ihr Selbstverständnis mag erstaunen. Andere Menschen verharmlosen die psychische oder die strukturelle Gewalt. Das Institut für Soziologie der Universität Basel untersuchte zusammen mit der Hochschule für Pädagogik und Soziale Arbeit bei der Basel, wie sich Aspekte des Sozialen Wandels und des Gewaltdiskurses bei Jugendlichen manifestieren, die im Jahre 2001 in Basel-Stadt delinquent haben. Das soziologische Projekt ist Teil eines interdisziplinären Makro-Forschungsschwerpunktes "Jugend und Gewalt" der Universität Basel, das, vom erziehungswissenschaftlichen Institut koordiniert, aus mehreren Teilprojekten besteht.

Das angeblich neue Phänomen der so genannten "Jugendgewalt" rückt derzeit wieder stärker ins Blickfeld der öffentlichen und wissenschaftlichen Diskussion. Fremdenfeindliche und rechtsextreme Gewalt werden als Phänomene betrachtet, die verstärkt von Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen ausgehen. Seit den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts scheint es unter den Heranwachsenden eine wachsende Gruppe zu geben, die sich gewalttätig verhält. Das reale Ausmass und mögliche Hintergründe werden allerdings sehr kontrovers diskutiert. Moderne Gesellschaften lassen sich durch den Verzicht auf private Gewalt zugunsten des staatlichen Gewaltmonopols kennzeichnen. Wenn soziale Gruppen diese grundlegende Norm verletzen, dokumentieren sie ein ernst zu nehmendes zivilisatorisches Defizit. Dabei interessiert, was diese Gruppen charakterisiert, entstehen lässt und wie sich gesellschaftliche Entwicklungen (Individualisierung, Pluralisierung, Globalisierung) im Bewusstsein und Verhal-

ten der Jugendlichen manifestieren. Diese komplexen Fragen reichen weit. Sie werden im Rahmen des Makro-Forschungsschwerpunktes "Jugend und Gewalt" interdisziplinär untersucht.

Welche geschlechtsbezogenen Muster lassen sich bei gewalttätigen Jugendlichen mit rechtsextremen Haltungen<sup>1</sup> erkennen? Wie hängen diese Muster mit der Sozialisation bzw. gesellschaftlichen Bedingungen zusammen? So lauten die zentralen Ausgangsfragen des soziologischen Teilprojekts, das wir hier näher vorstellen. Unter rechtsextrem verstehen wir zunächst die Einstellungen, Verhaltensweisen und Aktionen, die, organisiert oder nicht, von der rassistisch oder ethnisch bedingten sozialen Ungleichheit der Menschen ausgehen. Sie postulieren die Homogenität von Völkern, lehnen das Gleichheitsgebot der Menschenrechts-Deklarationen ab, betonen häufig den Vorrang der rückwärts gewandten Gemeinschaft und kritisieren Wertepluralismus und Demokratisierung. Was die gesellschaftlichen Bedingungen betrifft, gelten die Individualisierung, Pluralisierung und Globalisierung als Kennzeichen des sozialen Wandels. Sie führen teilweise zu Verunsicherungen, die wiederum autoritäre Verhaltensweisen verstärken können. Ob sie auch die Bereitschaft fördern, verbindlichere soziale Beziehungen einzugehen, wird kontrovers diskutiert. Analysen der sozialen Differenzierung müssen sich auf konkrete Lebenslagen beziehen. Da besteht ein grosser Forschungsbedarf. Das soziologische Projekt setzt da an. Wir versuchen, Gewaltmuster bei delinquenten Jugendlichen mit Kennzeichen des sozialen Wandels zu verknüpfen. Dabei interessiert uns, welche Bezüge zwischen rechtsextremen Haltungen, den Lebenslagen und der kulturellen Zugehörigkeit gewalttätiger Jugendlicher bestehen. Wir untersuchen diese mit dem Ziel, Anhaltspunkte für eine differenzierte Präventions- und Interventionsstrategie zu finden.

---

<sup>1</sup> Die Ausgangsfragestellung wurde während des Forschungsprozesses aufgrund nur geringer Fallzahlen mit rechtsextremistischem Hintergrund in die Sample erweitert.



## 1.2 Methodisches Vorgehen

Der Makro-Forschungsschwerpunkt "Jugend und Gewalt" der Universität Basel besteht aus mehreren Teilprojekten. Das erziehungswissenschaftliche von Anton Hügli, Wassilis Kassis und Michèle Thommen untersucht die Jugendgewalt in Bezug auf die zentralen Sozialisationsfelder Familie, Schule und Nachbarschaft. Im Vordergrund steht eine quantitative Umfrage bei 900 Basler Schülerinnen und Schülern des 9. Schuljahres sowie bei deren Eltern und Lehrpersonen. Die zusätzliche qualitative Auswertung von 120 Aufsätzen basiert ebenfalls auf der Arbeitshypothese, dass ein enger Zusammenhang zwischen dem Ausmaß und der Qualität sozialer Ressourcen, der individuellen Lebensführung und der Jugendgewalt besteht. Das theologische Projekt von Ekkehard Stegemann und Nico Rubeli spürt neue zeitgenössische Quellen auf, die es einer sprachlichen und wirkungsgeschichtlichen Analyse hinsichtlich der rechtsextremen-judenfeindlichen Substanz unterzieht. Die Arbeit konzentriert sich auf rechtsextreme Webpages und elektronische Foren, an denen sich rechtsextreme Jugendliche relativ spontan beteiligen. Das ethnologische Teilprojekt von Rebekka Ehret bezieht sich diskursanalytisch auf den Kontext der Migration, das juristische von Jonas Weber unterstützt die übrigen Forschungsgruppen beim Umgang mit strafrechtlichen Bestimmungen. Das psychiatrische Teilprojekt von Joachim Kuechenhoff und Puspa Agarwalla erhebt die Einstellungen zu Gewalt und Aggression beim Personal der Psychiatrischen Universitätsklinik Basel. Das Projekt evaluiert ferner die Wirksamkeit bestehender Kurse zum Umgang mit Gewalt. Ein theoretisches Modell versucht das Auftreten von Gewalt auf verschiedenen Ebenen (physisch, verbal etc.) und aus der Perspektive unterschiedlicher InteraktionspartnerInnen (ÄrztInnen, PflegerInnen, PatientInnen zu beschreiben. Das soziologische Projekt von Ueli Mäder und Matthias Drilling geht von einer Aktenanalyse (Cate Müller; Hector Schmassmann) delinquenter Jugendlicher aus und konzentriert sich – unter Einbezug der Sozialisationsfelder Familie und Schule – auf biographische Verläufe von ge-

walttätigen Jugendlichen (Olivier Steiner). Fragen nach gesellschaftlichen Voraussetzungen und der Motivation erhellen, was für die Prävention wichtig ist.

### 1.3 Theoretische Bezüge

Rechtliche Ansätze betrachten Gewalt als physischen Eingriff in die Privatsphäre von andern. Soziologische Theorien bezeichnen die Ausübung oder Androhung von physischem und psychischem Zwang gegenüber Personen und Gruppen als Gewalt. Hector Schmassmann und Cate Müller (2003: 130) unterscheiden in Anlehnung an Johan Galtung zwischen direkter und indirekter Gewalt, potenzieller und manifester, kollektiver und individueller, physischer und psychischer, personaler und struktureller. Die personale Gewalt steht bei aktuellen Debatten im Vordergrund. Sie lässt sich fassen, benennt Täter und manchmal auch Opfer. Als strukturelle Gewalt bezeichnet Konfliktforscher Johan Galtung (1975) gesellschaftliche Bedingungen, die Menschen so beeinflussen, dass ihre körperliche und geistige Verwirklichung geringer ist als ihre potenzielle. Nach diesem Verständnis beinhaltet Gewalt auch soziale Ungerechtigkeit, was umstritten ist.

Was Gewalt ist, hängt davon ab, wer was darunter versteht. Der deutsche Begriff ist umfassend. Ursprünglich unterschied er sich von jenem der Herrschaft und Macht. Macht bedeutet laut Soziologe Max Weber die Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchsetzen zu können. Michel Foucault (1994) weitet dieses Verständnis aus. Er kritisiert, wie die Zivilisation die Optimierung der Gewalt humanitär kaschiert. Die Aufklärung zielt auf eine Disziplinierung ab, die selbst geringe Abweichungen ahndet und jene ausschliesst, die nicht der Norm entsprechen. Dieser Ansatz ist für die Soziale Praxis bedeutend, die in vielfältiger Weise diszipliniert. Foucault regt an, selbst gewählte Subjektformen zu stärken, die sich den Herrschaftstechniken der Kontrollgesellschaft

entziehen. Das verlangt Anstrengungen bezüglich Individuum, Gesellschaft und Sozialisation.

Der angelsächsische Sprachgebrauch differenziert die manifeste Gewalt (violence), die eine Person oder Sache schädigt, von der generellen Gewalt (power), die umfassend die Kraft und Fähigkeit beinhaltet, etwas zu erwirken. Das individuelle Vermögen hängt wesentlich von der Ausstattung mit ökonomischem Kapital (Geld), sozialem Kapital (Beziehungen) und kulturellem Kapital (Ausbildung) ab, so Soziologe Pierre Bourdieu (1977). Er weist auch auf die symbolische Gewalt hin. Diese dokumentiert mit sprachlichen Feinheiten und kleinen Unterschieden verborgene Herrschaftsverhältnisse, die kulturell unterschiedliche Formen der Legitimation beinhalten.

Gewalt findet einen Nährboden, wenn ein Machtgefälle die Beziehung prägt, Kommunikationsformen fehlen, die Konfliktfähigkeit eingeschränkt ist, Männlichkeit veridealisiert wird, Gefühle unterdrückt werden und Gewalt geduldet wird. Als Ursachen der Gewalt können zudem überkommene Normen, soziale Entwurzelung und erhöhte Mobilität bedeutsam sein. Diese Aspekte finden sich, unterschiedlich gewichtet, auch in gesellschafts-, sozialisations- und situationsbezogenen Theorien zur Gewalt. Seit 1968 führt der Gewaltdiskurs tendenziell von strukturellen zu individuellen Bezügen, die zunehmend das ins Auge fassen, was sichtbar ist. Der gesellschaftliche Ansatz relativiert hingegen diese subjektive Fokussierung, die Gewaltakte als charakterliche Defizite ausweist. Der gesellschaftliche Ansatz kontrastiert auch schuldbezogene Täter-Opfer-Muster. Das trägt ihm den Vorwurf ein, die manifeste Gewalt zu verharmlosen.

Stark vereinfacht gibt es drei verschiedene theoretische Ansätze zur Gewalt. Der erste betont die Bedeutung der gesellschaftlichen Voraussetzungen; er knüpft an das Konzept der strukturellen Gewalt an. Der zweite Ansatz gewichtet die familiäre und schulische Sozialisation. Der dritte Ansatz hebt situative und affektive Momente hervor. "Wenn die blöde Kuh nicht so dumm geguckt hätte, wäre sie nicht im Spital gelandet", erklärte uns eine junge Frau, die

zugeschlagen hat und ihren Angriff als "quasi zufällig" hinstellt. Sie hat weder das Opfer gekannt, noch die Schläge geplant. Alles habe sich einfach ergeben. Also ist die Tat affektiv und situativ begründet? Die "doofe Gans" habe das verdient, fährt die junge Frau fort. Sie würde wieder so handeln und fühlt sich in ihrem Verhalten durch ihren Vater bestärkt. Er habe ihr stets gesagt: Du darfst Dir nichts bieten lassen; wer sein Terrain nicht markiere, werde von andern traktiert. Solche Leitsätze sind verbreitet. Sie deuten an, wie die männlich geprägte Sozialisation bei der Gewalt mitspielt. Die junge Frau befand sich vor der Tat in einer Umbruchphase. Sie fand keine Lehrstelle. Die Zeit drängte. Wunsch und Realität klafften auseinander. Die Vorstellung, acht Stunden am Tag zu nähen, wirkte nicht sehr motivierend. Die ungewisse berufliche Aussicht bedeutete Stress. Andere schienen es einfacher zu haben, mehr Unterstützung zu erhalten und dank privilegierter Herkunft über bessere Karten zu verfügen. Offenbar geht es bei der Gewaltfrage auch um gesellschaftliche Bedingungen.

Wir jagen immer schneller in ungebremsster Steigerungsdynamik den scheinbar selbst entworfenen Plänen nach. Wirtschaft und Technik setzen uns in Bewegung. Sie rufen dauernde Unruhe hervor. Die verdichtete Zeit drängt. Wer nicht mithält, ist out. Soziologe Peter Gross (1999) beschreibt die Ich-Jagd in der Multioptionsgesellschaft, die Soziologe Ulrich Beck (1986) als komplexe Risikogesellschaft darstellt. Die unübersichtliche Individualisierung bringt einerseits Chancen, andererseits Verunsicherung. Wilhelm Heitmeyer (2002: 17) führt weiter aus, was die Bereitschaft zur Gewalt erhöht: die Ohnmacht (durch forcierte Konkurrenz), die Verunsicherung (durch häufige Biographiebrüche) und die Vereinzelung (durch die Auflösung familiärer und kultureller Milieus). Desintegration, Desorientierung, und fehlende Perspektiven lassen Konflikte eskalieren. Der rasche Wandel überfordert die Individuen. Er verleitet zu autoritärem Verhalten. Aber aufgepasst, sollten Heitmeyers Thesen zutreffen, müssten fast alle Menschen gewalttätig sein, lautet ein Einwand. Ein weiterer wendet sich dagegen, Gewalt immer erklären und verstehen zu wollen.

Trutz von Trotha (1997) wehrt sich dagegen, jeder Gewalt einen Sinn zu geben. Das führe dazu, irrationale Momente und die pathologisierte Lust an Gewalttätigkeit zu verkennen, die ein stark verbreitetes und legitimierte Bedürfnis sei. Heute wird Gewalt jedenfalls oft personalisiert und situativ fokussiert. Die Theorie der strukturellen Gewalt scheint passé zu sein. Sie geht auf die Kritische Konfliktforschung der 1970er-Jahre zurück und thematisiert, wie Gewalt mitten aus der Gesellschaft kommt und sich in ungleichen Machtverhältnissen und Lebenschancen äussert.

Je nach Erklärung ergeben sich auch andere Lösungsansätze. Franz Josef Krafeld (1996) postuliert eine akzeptierende Jugendarbeit. Er leitet die Bereitschaft zur Gewalt aus Sozialisationserfahrungen ab, die wiederum wichtige Hinweise für die Intervention und Prävention beinhalten. Wir lernen von Kindesalter an, wie wir von Schwächen anderer profitieren. Jugenddeliquen bieten demgegenüber Geborgenheit als Familienersatz. Sie vermitteln ein Wir-Bewusstsein, das Anerkennung durch Abgrenzung gewährt. Psychologe Allan Guggenbühl (21.1.2003) deutet die Gewalt von Jugendlichen als Suche nach männlicher Identität und als Lust auf Grenzüberschreitung. Er führt die Gewalt auch auf die verunsichernde Adoleszenz und auf fehlende Vorbilder zurück. Geschlechterforscher Walter Hollstein (1999) knüpft daran an und beschreibt, wie sich die männliche Sozialisation an Härte, Macht, Distanz, Konkurrenz und Leistung orientiert. Die Fixierung auf äussere Werte (Geld, Erfolg) schränkt das Gefühlsleben ein. Sie fördert die Leere, die Entfremdung und den Autoritarismus, der auch aus Ohnmacht und aus Kooperationsdefiziten entsteht. Buben werden früh darauf getrimmt, Körperkontakte zu meiden, Schmerzen zu kontrollieren und Probleme selber zu lösen. Sie müssen sich ständig beweisen und leiden an Beziehungsfähigkeit. Gewalt entsteht aus fehlgeleiteter Bedürftigkeit. Wichtig sind demnach konstruktive Formen der Auseinandersetzung, die den Jugendlichen Beachtung schenken und Halt vermitteln.

Eine inhaltliche Vertiefung erfahren sozialisationsbezogene Ansätze durch psychoanalytische. Arno Gruen (1996) betrachtet die Angst vor Autonomie als Verrat am Selbst. Gehorsam führt dazu, sich selbst abzulehnen und Gewalt auch gegen andere zu richten. Erich Fromm (1980) deutet die Furcht vor Freiheit als Unterwerfung unter internalisierte Autoritäten. Er verknüpft sozialpsychologische und soziologische Gesichtspunkte. Die Gesellschaft dokumentiert sich sowohl im Einzelwesen als auch im Gruppenverhalten. Die frühe Unterdrückung kritischen Denkens fördert die Anpassung und einen zwanghaften Konformismus. Sie disponiert bedeutungslos gewordene Individuen dazu, Gewalt zu akzeptieren und auszuüben. Je mehr wir uns nach anonymen Autoritäten richten, desto ohnmächtiger fühlen wir uns. Die Verzweiflung schürt die Gewalt. Es gilt daher, sich vertieft mit eigenen sowie gesellschaftlichen Mechanismen der Anpassung zu befassen, diese zu erhellen und zu egalisieren.

Die Kontroverse über Ursachen der Gewalt dokumentiert sich auch in unterschiedlichen Ansätzen der Prävention. Ein erstes Konzept zielt darauf ab, die Persönlichkeit zu stärken. Ein zweites plädiert dafür, die geschlechtsbezogene Sensibilisierung von Jugendcliquen zu fördern. Ein drittes setzt beim sozialen Ausgleich an. Nach der Aktenanalyse und den Gesprächen mit Jugendlichen befassen wir uns im dritten Teil der Studie mit den Implikationen, die sich bezüglich der Intervention und Prävention ergeben. Soviel vorweg: wir erachten es als unsinnig, diese Ansätze gegeneinander auszuspielen. Es geht um kein Entweder-oder, sondern vielmehr darum, die individuellen, sozialisationsbezogenen und strukturellen Aspekte der Gewalt miteinander zu verknüpfen. Menschen sind soziale Wesen. Es gibt keine Individuen ohne Gesellschaft und auch keine Ohrfeige ohne Gewalt. Daher gehen wir in unserer Studie auch auf die strukturelle Gewalt und den sozialen Wandel ein. Dabei interessiert uns, wie die Rahmenbedingungen die individuellen Dispositionen prägen.

Die Kluft zwischen Arm und Reich nimmt sowohl in der Schweiz als auch im globalen Kontext zu. Soziale Ungleichheit liegt vor, wenn



Mitglieder einer Gesellschaft oder verschiedener Gesellschaften dauerhaft in unterschiedlichem Mass über notwendige oder begehrte Güter verfügen. Es geht dabei nicht um individuelle Unterschiede wie Grösse, Hautfarbe oder körperliche Kraft, sondern um die Verteilung von Wohlstand, Ansehen und Macht. Die Verschärfung sozialer Ungleichheit im Einkommens- und vor allem im Vermögensbereich erhöht das Konfliktpotenzial. Gleichwohl ist bei soziologischen Analysen in westlichen Industriestaaten ein Wandel von vertikalgeschichteten zu horizontal-gegliederten Betrachtungen feststellbar. Soziale Ungleichheiten werden individualisiert, strukturelle Rahmenbedingungen vernachlässigt. Parallelen zur Entwicklung der Gewaltdebatte sind unverkennbar.

In stark individualisierten Gesellschaften wie der Schweiz wahren viele sozial Benachteiligte nach aussen den Schein, alles sei, wie es sein müsse. Sie strecken sich nach der Decke und geben den Stress, den sie bei der Arbeit, auf der Stellensuche oder auf dem Sozialamt erleben, teilweise weiter. Dies nach dem Muster des Tretens nach unten. Wer sich ohnmächtig fühlt, empfindet das Bessere zuweilen als Bedrohung. Es fordert zum Handeln auf, von dem befürchtet wird, dass es scheitern und weitere Defiziterfahrungen mit sich bringen könnte. Konsumorientierte Verhaltensmuster bieten, kulturell gefestigt, imaginäre Sicherheiten an (Richter, 2002: 119). Sie stützen die Konformität. Knappheit verstärkt auch die rivalitätsbezogene Sozialisation. Sie ist ein Nährboden für Ressentiments. Ständiger Aktivitätsdruck entspricht dem dominanten Leistungsideal: Was helfen könnte, macht Angst. So halten auch viele Familien mit niedrigen Einkommen an den Normen der expansionistischen Konkurrenz fest. Sie verteidigen die illusionären Vorbilder ihrer Angepasstheit. Doch wenn die Normerfüllung zum wichtigsten Inhalt wird, gerät die emotionale Basis in Gefahr. Die Überforderung erhöht die Labilität des Selbstwertes. Der Normenkodez, an dem das heranwachsende Kind sein Verhalten misst, übersteigt seine realen Möglichkeiten. Ängste der Eltern übertragen sich. Das sind Mechanismen, die wir im Rahmen der Basler Armutsstudie (Mäder, Biedermann, Fischer & Schmassmann, 1991)

ausgeprägt und teilweise auch in der Untersuchung über "Working poor in der Schweiz" (Kutzner, Mäder & Knöpfel, 2004) feststellten. Bei den jüngsten Gesprächen mit erwerbstätigen Armen fiel uns indes auf, wie viele working poor die zunehmende soziale Ungleichheit kritisieren. Sie beanstanden insbesondere die hohen Löhne der Manager. Die geäußerte Empörung und Wut lassen sich als Zeichen einer zu überprüfenden Veränderung deuten, die näher am Handeln liegt als die Resignation.

Größere Unzufriedenheit ist auch bei den zunehmenden Kreisen des Kleingewerbes und des Mittelstandes zu erwarten, die materielle Einbussen erleben. Der offenbar mobilisierend wirkenden Lohndiskrepanz und -transparenz steht eine Verschleierung sozialer Ungleichheit gegenüber, wie sie durch Sozialstrukturanalysen betrieben wird, die sich einseitig auf individuelle Ausprägungen und soziale Milieus konzentrieren und dabei den Blick für die vertikale Gliederung und die massive Reichtumskonzentration vernachlässigen. Wichtig ist daher Bourdieus Habituskonzept, das gesellschaftliche und individuelle Voraussetzungen bzw. Prägungen integrativ verknüpft und die Debatte über die soziale Ungleichheit dynamisiert. Soziostrukturelle Daseinsbedingungen prägen nach Bourdieu (1993: 99) die Habitusstrukturen, die als System relativ dauerhafter, sich wandelnder und übertragbarer Dispositionen zu verstehen sind. Das verinnerlichte (und auch inkorporierte) habituelle Dispositionssystem ist Grundlage für den sozialen Sinn, der die sozialen Akteure leitet. Der Habitus beeinflusst den Lebensstil, der mit feinen Unterschieden die Zugehörigkeit zu sozialen Klassen dokumentiert, die sich im sozialen Raum positionieren (Bourdieu, 1984: 212). Merkmale sozialer Klassen sind ökonomische, kulturelle und soziale Bedingungen sowie daraus hervorgehende Habitusformen, Lebensstile (Wälte, 2003: 45) und Konflikte.

Johan Galtung definiert Konflikte als "Eigenschaft eines Systems, in dem es miteinander unvereinbare Zielvorstellungen gibt, so dass das Erreichen des einen Zieles das Erreichen des anderen ausschließen



würde" (Galtung, 1971). Entscheidend ist dabei, wie Konflikte ausge-  
tragen werden - mit oder ohne Gewalt. Was Gewalt ist, diskutiert An-  
ton Hügli (2005). Er bezieht sich dabei auf den Essay "On Violence"  
(1970: 44), in dem Hannah Arendt die Schlüsselbegriffe Macht, Stärke,  
Kraft, Autorität und Gewalt unterscheidet. Gewalt ist zunächst da, wo  
es Opfer gibt. Sie ist körperlich spürbar, kann sich aber auch gegen  
unsere Freiheit und Identität wenden. Wer was wie als Gewalt erlebt,  
hängt vom Kontext und vom subjektiven Empfinden ab. Gewalt ist  
nicht einfach Gewalt. Das gilt auch bezüglich der intentionalen Ge-  
waltausübung. Sie ist von gewaltsamen Verletzungen zu unterschei-  
den, die wir anderen versehentlich zufügen. Zentral ist, was wir ü-  
berhaupt zur Gewalt zählen. Etwa das Zusehen von Gewalt oder das  
Geschehenlassen von Gewalt gegen sich selbst? Und wie steht es mit  
der Androhung von Gewalt? Wer andere bedroht, gewinnt dauerhafte  
Bindungsmacht (Popitz, 1992). Er kann auch Druck über Verspre-  
chungen ausüben und subtil mit der Gewalt spielen. Gewalt gibt es  
auch als institutionelle Gewalt, die über gesetzliche Regelungen wirkt  
und besondere Formen der personalen Gewalt legitimiert. Die struk-  
turelle Gewalt reicht über die institutionelle hinaus. Sie verkörpert die  
politische und ökonomische Ordnung, die beispielsweise soziale Un-  
gleichheiten oder ökologische Ungleichgewichte zulässt. Galtung un-  
terscheidet zudem zwischen symbolischer und kultureller Gewalt. Je  
nach gesellschaftlicher Konstellation und kulturellichem Hintergrund  
haben Sterne und Kreuze eine mehr oder weniger gewaltige Bedeu-  
tung. Gewalt, die das Individuum konkret (be)trifft, kann auch von  
einem abstrakten Machtapparat ausgehen. Und die Gewalt, die das  
Individuum ausübt, kann sehr machtkonform sein und gängige Nor-  
men und Konventionen der Gesellschaft ausdrücken. Konformität kann  
sich auch in einem Konkurrenzverhalten äussern, das mit harten Banda-  
gen operiert. Die Legitimierung von Gewalt nimmt oft eine selbstrefe-  
renzielle Begründung an. Die Gewaltanwendung wird aus sich heraus  
begründet. Die Verbreitung der Vorstellung vom "Leben als Kampf"  
dient je nachdem dazu, Übergriffe und ausgrenzende Verschwö-  
rungstheorien zu rechtfertigen, die eine Zwangsgemeinschaft konsti-  
tuieren, wobei (laut Heitmeyer) auch bei der Abnahme von sozialen

Bindungen mit steigender Gewalt zu rechnen ist. Erfahrungen der Desintegration verstärken die (nicht nur geschlechtsbezogene) Tendenz der Dominanz (Rommelspacher, 1998: 20).

## **1.4 Vorgehen und Aufbau der Studie**

Für die quantitative Analyse der Akten der Jugendanwaltschaft führten wir eine Erhebung und Auswertung der soziologisch relevanten Daten der Jugendlichen, gegen die ein Strafverfahren eingeleitet wurde, durch (Kap. 2). Unser Interesse galt einer Reihe zentraler Lebensbereiche (Variablen) mit den dazugehörigen Dimensionen (Ausprägungen). Mit diesem statistischen Instrument versuchten wir auf empirischem Wege die Lebenslage der betroffenen Jugendlichen zu erfassen.

Die Fragestellung der qualitativ orientierten Studie erforderte der differenzierten Beschreibung des Gegenstandes angemessene Methoden. Zwei Methoden zur Analyse des Interviewmaterials erwiesen sich als geeignet, zugleich verstehensorientiert die Biographien der Jugendlichen nachzuzeichnen und die soziologische Interpretation individueller Repräsentationen anzugehen: Grounded Theory und die Methode der hermeneutischen Wissenssoziologie. Die Ergebnisse des qualitativen Studienteils werden in Kapitel 3 beschrieben. Dabei wird insbesondere den Aussagen der Jugendlichen im Textkorpus breiten Raum gegeben, um mittels Methodentriangulation eine grösstmögliche Fülle an dichten Beschreibungen und Analysen zu gewinnen.

In Kapitel 4 versuchen wir auf die Ergebnisse der vorangegangenen Untersuchungen aufbauend, Kriterien zur Entwicklung von Präventions- und Interventionskonzepten zu beschreiben. Ausführlicher erläutert werden einzelne Präventions- und Interventionsbereiche insbesondere in der Netzwerkperspektive. Angestrebt wird eine Zusammenführung der Ergebnisse der qualitativen und quantitativen Untersuchung mit Präventionskonzepten, wie sie in der Literatur zum Thema beschrieben sind. Ziel ist es, grundlegend Möglichkeiten zur Prävention von Jugendgewalt aufzuzeigen.